

REMIGIUS BUNIA

Literaturwissenschaft als kontrollierter Weltkontakt
Novalis' universale Poetik und das Wesen der Philologie

„Die Praxis soll theoretischer werden“.¹ Novalis hat zwar diesen Satz recht zu Beginn des *Allgemeinen Brouillons* wieder gestrichen, aber aus seinen weiteren Überlegungen sticht hervor, dass allein Theorie die Praxis leiten könne. Seine Absichten zielen auf das Praktische im Sinne eines dichtenden und schaffenden Tuns, das erlaubt, die Welt in ihrer Komplexität zu begreifen. Theorie und Praxis sind für Novalis daher keineswegs auf selbstverständliche Weise voneinander abgegrenzt; im Gegenteil – ihr Verhältnis verlangt nach Erörterung: „Mehr über die sonderbare Indikation der Untersch[iede] zwischen Praxis und Theorie.“² Die Sonderbarkeit dieses Unterschieds beschäftigt auch die Literaturwissenschaft, denn die aktuelle Maxime des Forschungs- und vor allem des Lehrbetriebs lautet ja eher: ‚Die Theorie soll praktischer werden‘. Dies erinnert fast unweigerlich an die Rede vom ‚Praxisbezug‘, der immerfort gestärkt werden soll. In Novalis' Gedanken zur universalen Poetik oder Wissenschaft und in den Selbstbefragungen der Literaturwissenschaft offenbart sich die nach wie vor waltende Unsicherheit darüber, welche praktische Wirkung Theorien zur Poesie – seien sie von Novalis, seien sie vom Literaturwissenschaftler entwickelt – in der Gesellschaft haben.

Man erhält einige Aufschlüsse zu dieser weiten Frage, wenn man die Idee einer universalen Poetik mit der Praxis heutiger literaturwissenschaftlicher Theorie vergleicht. Es fällt ins Auge, mit welcher Vehemenz und welcher Begeisterung sich die Literaturwissenschaft jüngst etwa mit der Verhaltensforschung auseinandersetzt oder sich

1 Novalis' Schriften werden mit der Sigle ‚N Seitenzahl‘ zitiert nach Novalis: *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*. Hg. von Paul Kluckhohn u. Richard Samuel. Bd. 3. 2. Aufl. Darmstadt 1968, hier: N 243, # 14. Handelt es sich um ein Zitat aus dem *Allgemeinen Brouillon*, wird zusätzlich zur Orientierung durch # die Fragmentnummer angegeben.

2 Ebd.

16 zeitweise von der Psychoanalyse hat faszinieren lassen. Hierbei handelt es sich um eine besondere Art und Weise, das Verhältnis von Theorie und Praxis zu implementieren, die grob an romantische Universalisierungskonzepte erinnert. Was als Theoriearbeit ausgewiesen wird, entpuppt sich meist als reine Praxis. Hingegen entfaltet sich möglicherweise in der literaturwissenschaftlichen Praxis eine – im Bestfall: philologische – Theorie, die sich allerdings nicht expliziert.³ Es scheint also – und dies will ich im Folgenden ausführlich darlegen –, dass die Literaturwissenschaft bei ihren Theorieimporten weitgehend auf wissenschaftliche Schärfe verzichtet, indem sie gerade in ihrer Theoriearbeit reine Praxis ohne theoretische Reflexion ist, während sie umgekehrt die ihrer Praxis implizite Theorie nicht expliziert. Dabei ist die Absicht der folgenden Überlegungen keineswegs, sich auf polemische Art und Weise diesen Phänomenen zu nähern. Drängt sich trotz meiner Absichtserklärung der Eindruck polemischer Rede auf, so liegt das daran, dass die implizite Infragestellung von Wissenschaftlichkeit immer auch als Vorwurf wirkt. Dem Eindruck kann nur an dieser Stelle ausdrücklich entgegengewirkt werden, indem schon zu Beginn darauf hingewiesen wird, dass Wissenschaftlichkeit im Folgenden keineswegs als das höchste Gut gelten muss, das es in der Literaturwissenschaft zu verteidigen gilt; auch gilt selbstverständlich, dass Zweifel an der Wissenschaftlichkeit bestimmter Praktiken nicht die Wissenschaftlichkeit der gesamten Disziplin in Abrede stellen.

Umgekehrt soll im Verlauf dieses Beitrags auch gezeigt werden, dass Novalis keineswegs einem Theorieverzicht das Wort redet. Die Universalpoetik in seinem Verständnis setzt wissenschaftliche Strenge vielmehr voraus, um sich überhaupt entfalten zu können.

3 Hier ist an Malinowskis Theoriebegriff zu denken, wie überhaupt die folgenden Überlegungen kaum darauf verzichten können, die Literaturwissenschaft gelegentlich mit ethnologischem Auge zu betrachten; so lehnt sich auch mein Funktionsbegriff an Malinowski an. Zum Begriff der Theorie heißt es: „One of the simplest and most fundamental primitive crafts is that of fire-making. In this, over and above the manual ability of the craftsman, we find a definite scientific theory embodied in each performance, and in the tribal tradition thereof.“ Bronislaw Malinowski: „A Scientific Theory of Culture“. In: Ders.: *A Scientific Theory of Culture and Other Essays*. New York 1960 [1944], S. 8 f.

Zwei Klammern halten meine Novalis-Lektüre und die Überlegungen zur Literaturwissenschaft zusammen. Erstens lässt sich das Verhältnis von Praxis und Theorie am ehesten ausleuchten, wenn man das Experiment in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückt. Das Experiment ist nun einerseits genau dasjenige, was für Novalis und für moderne Naturwissenschaft die Richtigkeit und den Weltbezug von Erkenntnis sicherstellt; es ist aber andererseits, wenn man an die klassische Laborsituation denkt, genau diejenige Form der Verifikation, deren die Literaturwissenschaft entbehren muss. Unter Novalis' Anleitung soll jedoch sichtbar werden, dass die Annahme, die Literaturwissenschaft betreibe eine experimentfreie Forschung, unzutreffend oder zumindest irreführend ist. Zweitens will der Beitrag, die gewonnenen Erkenntnisse zum Experiment nutzend, sich der fundamentalen Frage stellen, wie der Bezug⁴ auf Welt möglich ist und welchen Beitrag dazu die Literaturwissenschaft und die Dichtung leisten können. Selbstverständlich kann auf diese grundsätzliche Frage keine umfassende Antwort gegeben werden, doch soll über die drei Begriffe Weltaneignung, Weltkontrolle und Weltkontakt eine Skizze geliefert werden, die Aufschluss über den ‚verbalen‘ Zugang zur Welt schafft. Zu diesem Entwurf steuert Novalis die entscheidenden Anregungen bei, freilich ohne dass das romantische Programm im Folgenden auch nur im Ansatz idealisiert werden soll. Bei der Entwicklung des Entwurfs steht vielmehr im Vordergrund, die Leistungen der Verbalwissenschaften⁵ in der Schaffung von Weltzugang zu würdigen, aber zugleich auch nachdrücklich zu behaupten, dass von einem Primat der Sprache auszugehen auf einem sachlich ungerechtfertigten Wunschdenken der Geisteswissenschaften und der philosophischen Tradition beruht.

4 Der ‚Bezug‘ (als Begriff) kann sowohl der Bezug eines bestimmten Beobachters sein als auch die Abstraktion des Bezugs von möglichen Beobachtersituationen, wie dies etwa in der grammatischen Analyse der Fall ist, die Bezug kennt, ohne dass sie wissen muss, wer sich auf was bezieht.

5 Mit diesem – leicht abwertenden – Ausdruck, dem er denjenigen der ‚Realwissenschaften‘ gegenüberstellt, hat der Biologe Ulf Kutschera jüngst die Geisteswissenschaften belegt, um ihre Neigung, alles und jeden zu kommentieren, zurückzuweisen. Vgl. Ulf Kutschera: „Lobenswerte Bemühungen“. In: *Laborjournal* 15.6 (2008), S. 32-33.

Bei jeder Art der Auseinandersetzung mit Welt stellt sich spätestens seit Descartes die Frage, wie wir⁶ Welt kennenlernen können, wenn die Dinge der Welt ihre Beschreibung nicht vorgeben. Diese grundlegende Unsicherheit führt im wissenschaftlichen Forschen zum Problemfeld der Empirie: Wie gelangen wir an die Fakten und Daten, von denen aus man Theorien entwickeln kann und die zu einer geeigneten Weltbeschreibung hinführen? Der Streit lässt sich beispielsweise methodisch fassen: Muss man quantitativ arbeiten, um ‚wissenschaftlich objektiv‘ zu sein, oder gibt es ein qualitatives Verfahren? Für einen nicht geringen Teil der naturwissenschaftlichen Studien steht das Experiment im Vordergrund des empirischen Vorgehens. Es ist das Experiment, welches *praktisch* gestattet, die unbegrenzte weltliche Phänomenalität auf einzelne, prüfbare, beschreibbare Phänomene zu reduzieren.⁷

Novalis' naturwissenschaftliche Studien setzen nicht nur auf Spekulation, sondern auf das Experiment, das wiederum spekulativ reflektiert wird. Auf diese Weise folgen sie Erfordernissen naturwissenschaftlichen Forschens. Im Experiment – sei es dem selbst durchgeführten, sei es dem fremden, aber dokumentierten – drückt sich die Möglichkeit aus, kontrolliert Kontakt zur Welt aufzunehmen. Die Kontrolle besteht darin, dass Wahrnehmungen nicht allein der Welt zugeschrieben werden, sondern dass man Wahrnehmungen als strukturoffen ansieht; so kann es sein, dass man sich zur weiteren Strukturierung etwa technischer Vorrichtungen bedient (zum Beispiel Brillen, Mikroskope, akustische Ver-

6 Das im Text gebrauchte ‚wir‘ bezieht sich durchgängig (mit Ausnahme eines Kapitelzitels) auf ‚alle‘ – auf all diejenigen, die wahrnehmend *und* beobachtend Kontakt mit der Welt haben. Zum Problem des exkludierenden Gebrauchs dieses Personalpronomens vgl. Georg Stanitzek: „Kriterien des literaturwissenschaftlichen Diskurses über Medien“. In: Ders./Wilhelm Voßkamp (Hg.): *Schnittstelle. Medien und kulturelle Kommunikation*. Köln 2001, S. 51-76, hier: S. 59.

7 Seit dem 17. Jahrhundert verstärkt sich immer mehr die Auffassung, dass Naturwissenschaft zu nichtigen Ergebnissen gelangt, wenn sie ihre Resultate nur durch Lektüre und nicht durch Experimente gewinnt. Vgl. Steven C. Ward: *Reconfiguring Truth. Postmodernism, Science Studies, and the Search for a New Model of Knowledge*. Lanhan [u. a.] 1996, S. 11 f.

stärker, Teilchendetektoren). Allgemeiner noch besteht die Kontrolle darin, dass man nicht davon ausgeht, dass die Wahrnehmung schlicht von der Welt kontrolliert wird, sondern dass sie als eine stets insofern unvollendete Steuerung zu begreifen ist, als sie nicht zielgerichtet wirkt und daher weder gelingen noch scheitern kann.⁸ Das Experiment nun begreift diesen Umstand nicht als Unzulänglichkeit einer unzugänglichen Welt, sondern als Chance eines *privilegierten* Kontaktes mit der Welt. Ein einzelnes Experiment liefert aber – das ist der zu entrichtende Preis für die Kontrolle – nie das Ganze, sondern ein einzelnes Puzzlestück, das erst zum Ganzen zusammengesetzt werden muss.

Ein Phaenomen muß nothwendig zu andern Phaenomenen führen, wie Ein Experiment zu mehreren Experimenten. Die Natur ist ein *Ganzes* – worinn jeder Theil an sich nie ganz verstanden werden kann. Der ächte Naturforscher geht von irgend einem Punkte aus und verfolgt seinen Weg Schritt vor Schritt in die Unermeßlichkeit hinein mit sorgfältiger Verknüpfung und Aneinanderreihung der einzelnen Thatsachen.⁹

Die Auswahl der Einzelexperimente ist also kontingent. Wichtig ist nur, dass man eine hinreichende Vielfalt sammelt, um dann *sorgfältig* die Elemente miteinander zu verknüpfen. In diesem Sinne ist ein *sorgloser* Umgang mit den Daten verkehrt:

Man geht mit den Erfahrungen und Experimenten noch viel zu sorglos um – Man versteht sie nicht zu benutzen – Man betrachtet zu wenig die Erfahrungen – als Data zur Auflösung und mannichfaltigen Combinationen zum Cal-

8 Für diesen an kybernetischen Überlegungen geschulten Begriff von Kontrolle vgl. Dirk Baecker: „Die nächste Universität“. In: Ders.: *Studien zur nächsten Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 2007, S. 98-115, hier: S. 109. Dort heißt es, es gehe bei Kontrolle darum, „im Umgang mit den Überraschungen eines komplexen Phänomens die eigenen Erwartungen zu korrigieren, die eigenen Erinnerungen aufzufrischen und so eher zu lernen als zu beharren.“

9 N 603.

cül – Man überlegt die Erfahrungen, in Beziehung auf Schlüsse, nicht sorgfältig genug – Man nimmt nicht jede Erfahrung, als Function und Glied einer Reihe an – man ordnet – vergleicht – und simplificirt die Erfahrungen nicht genug – man prüft einen Gegenstand nicht mit allen *Reagentien* – man vergleicht ihn nicht fleißig – und mannichfach genug. (Im Vergl[eich] ist das Untersch[eiden] mit begriffen.)¹⁰

Ziel muss damit sein, die vielfältigsten Anschlussmöglichkeiten zu prüfen, um zu einem Gesamteindruck zu kommen. Der Kalkül ist entscheidend. In diesem Sinne kann der vorherrschenden Meinung vorsichtig beigepflichtet werden, nach der Novalis nicht auf das Experiment, sondern auf den Analogieschluss setzt. Doch bilden Simplifikation und Kalkül die Grundlage auch heutigen naturwissenschaftlichen Forschens, indem dieses davon ausgeht, gerade die Data einer Abstraktion – dem Experiment oder der Laborpraxis – zu schulden. Denn nur so können Einzelphänomene destilliert werden: Welt wird gemäß den bislang beobachteten Möglichkeiten der Beobachtung so präpariert, dass die Beschränkung des Wahrnehmbaren die Auflösung des Beobachteten erhöht. Mag es auch einem Physiker um das Ganze der Natur gehen, so muss er zuallererst kontrollfähige Beobachtbarkeiten schaffen. Genau dieses Problem des Weltkontakts benennt Novalis, wenn er das Verhältnis von „Gegenstand“ und „Reagentien“ erörtert.

Zerlegt man Welt in ‚Einzelphänomene‘, droht allerdings die Gefahr, die Ganzheit der Natur zu verlieren. Goethe räumt daher dem Ideal eines rein sinnlichen Eindrucks von der Welt den Vorrang ein.¹¹ Deswegen geht er davon aus, dass das naturwissenschaftliche Denken grundsätzlich zu kurz greift, da es die (relevante) Beobachtung von der (sinnlichen) Wahrnehmung entkoppelt.¹²

¹⁰ N 427, #805.

¹¹ Vgl. John Neubauer: „Das Verständnis der Naturwissenschaften bei Novalis und Goethe“. In Herbert Uerlings (Hg.): *Novalis und die Wissenschaft*. Tübingen 1997, S. 49-61, hier: S. 55.

¹² Zu Goethes Naturwissenschaftsverständnis vgl. Ulrich Breuer: „Der dunkle Grund. Melancholie in der Literatur/Wissenschaft“. In: Jean-Marie Valentin (Hg.): *Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005*: „Germa-

Auch wenn Novalis die Notwendigkeit dieser Dissoziation sieht, schwebt ihm eine Absicherung an der Erfahrung vor, die nicht im Gegensatz zur experimentellen Forschung steht, aber über sie hinaus die Verknüpfung des experimentell gewonnenen Materials ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt.¹³ Dieser Vorbehalt gegen das sinnliche Datum entspricht voll und ganz dem naturwissenschaftlichen Denken bis heute, einem Denken, das Goethe in seiner Reinheit stets abgelehnt und dem er seinen eigenen Begriff der Naturwissenschaft entgegengesetzt hat. Bei Novalis regiert hingegen ein wissenschaftlicher Anti-Anthropozentrismus:¹⁴ es kommt nicht auf den Menschen an, sondern auf die Welt – selbst wenn der Mensch sie nur auf spezifisch seine Art und Weise (etwa dank der Sinneswahrnehmung¹⁵) erkennen kann.

Der Analogieschluss bei Novalis besteht in der Übertragung von Überlegungen aus einem Phänomenbereich in einen anderen,

nistik im Konflikt der Kulturen“. Bd. 7. Bern [u. a.] 2008, S. 219-228, insbesondere S. 224. – Vgl. auch Jutta Müller-Tamm: „Farbe bekennen. Goethes Farbenlehre und die Berliner Wissenschaftspolitik um 1820“. In: Ernst Osterkamp (Hg.): *Wechselwirkungen. Kunst und Wissenschaft in Berlin und Weimar im Zeichen Goethes*. Bern [u. a.] 2002, S. 193-209. Müller-Tamm verweist darauf, dass Goethe sich nicht zu schade war, das Unterrichtsministerium zu einem Verbot Newton'scher Ideen in Schulbüchern anzuregen (vgl. ebd., S. 200). – Zu dem Verhältnis von Wahrnehmung und Beobachtung vgl. Remigius Bunia: *Faltungen. Fiktion, Erzählen, Medien*. Berlin 2007, S. 121-124.

13 Dies betont auch Henderson, doch sein wichtiger Aufsatz ist zu erweitern und zu konkretisieren. Vgl. Fergus Henderson: „Romantische Naturphilosophie. Zum Begriff des ‚Experiments‘ bei Novalis, Ritter und Schelling“. In: Herbert Uerlings (Hg.): *Novalis und die Wissenschaft*. Tübingen 1997, S. 121-140, hier: S. 121 f.

14 Vgl. John Neubauer: „Das Verständnis der Naturwissenschaften“ (s. Anm. 11), S. 58 f.

15 Es ist kein Zufall, dass die Sinneswahrnehmung über den reinen Sehsinn hinaus ab der Frühen Neuzeit und mit Einsetzen des Empirismus aufgewertet wird. Speziell zum Tastsinn vgl. Natalie Binczek: *Kontakt. Der Tastsinn in Texten der Aufklärung*. Tübingen 2007. Zu den Besonderheiten des Hörsinns und der Abstraktion des Schalls in der Romantik vgl. Till Dembeck: „Figur/Ornament: Romantische Poetik im Kontext von Akustik und Schallaufzeichnung“. In: Bernhard Spies/Dagmar von Hoff (Hg.): *Textprofile intermedial*. München 2008, S. 143-161.

22 ohne diese Übertragung erneut experimentell oder anderweitig empirisch abzusichern.¹⁶ Dem Analogieschluss, so behauptet Daiber,

kommt keinerlei logische Gewißheit zu. Er besitzt dennoch Erkenntniswert als Verfahren, das einen bisher unbekanntem Sachverhalt aus bekanntem Datenmaterial erzeugt. In diesem Sinne, als ein Verfahren, das zwar die Sphäre reiner Empirie verläßt, aber dennoch erkenntniserweiternde Funktion besitzt, verwendet Novalis die Analogie in seinen naturphilosophischen Reflexionen ebenso wie in seiner Poesie.¹⁷

Das ist jedoch nur dann richtig, wenn man scharf zwischen analogischem und theoretischem Denken scheidet. Unzweifelhaft trifft Daibers Diagnose auf Novalis' Denken zu, aber sie suggeriert fälschlich, dass das naturwissenschaftliche Denken die ‚Sphäre reiner Empirie‘ nie verlasse. Doch genau das geschieht – auf sehr bestimmte Art und Weise – in der Theoriearbeit, die sich von den ‚Data und Fakta‘ des experimentell gesicherten Weltkontakts löst.¹⁸ Es ist also merkwürdig, wenn dieses Verfahren bloß ‚dennoch‘ erkenntniserweiternde Funktion besitzen soll. Es gibt bei Novalis auch ein poetisches Verfahren der Analogie, das zwar romantische Ideen verschiedenster Provenienz zusammenführt und sich deutlich vom naturwissenschaftlichen Paradigma distanziert. Aber dies ist im Schließen und in der Frage des möglichen erkennt-

16 Zum Verhältnis von Ähnlichkeit und Analogie vgl. Waldemar Fromm: „Inspirierte Ähnlichkeit. Überlegungen zu einem ästhetischen Verfahren des Novalis“. In: *DVjs* 71.3 (1997), S. 559-588, hier: S. 566.

17 Jürgen Daiber: *Experimentalphysik des Geistes – Novalis als Experimentator an Außen- und Innenwelt*. Stuttgart 2000, S. 32.

18 Für den Fall von Arnim behauptet Burwick, dass dieser trotz seiner präzisen naturwissenschaftlichen Arbeiten mit seiner Spekulationsfreude bei den Naturwissenschaftlern angeeckt sei. Vgl. Roswitha Burwick: „Verließ die Physick ganz um Trauerspiele zu machen“. Arnims Vernetzung von Naturwissenschaft und Poesie“. In: Matthias Buschmeier/Till Dembeck (Hg.): *Textbewegungen 1800/1900*. Würzburg 2007, S. 213-240, hier: S. 215. – Nach Malsch richtet sich Novalis gegen eine Naturphilosophie, die ohne Empirie arbeitet; vgl. Wilfried Malsch: „Erforschung und Poetisierung der Natur bei Novalis“. In: Hanno Möbius/Jörg J. Berns (Hg.): *Die Mechanik in den Künsten. Studien zur ästhetischen Bedeutung von Naturwissenschaft und Technologie*. Marburg 1990, S. 133-148.

nisstiftenden Weltkontakts nicht der Fall, weil sich theoretische Reflexion bis heute dadurch auszeichnet, den Transfer von Phänomenerklärungen annehmen zu können – und so experimentelle Ergebnisse zu prognostizieren¹⁹ oder schwer zu erkennende Strukturähnlichkeiten auszumachen. Speziell die Fragmente, die sich ausdrücklich einzelnen naturwissenschaftlichen Studien widmen, optieren klar für dieses rein naturwissenschaftliche Denkmodell. So heißt es beispielsweise: „*Experimentieren* ist gewissermaßen nichts, als *calculieren*“²⁰. Leicht variiert wird diese Bemerkung in der Forderung nach „*Vervielfältigung – Wiederholung – Zertheilung* – (Addition – Multiplication – Exponenziation etc.) von Experimenten.“²¹

Diese Haltung ist für einen großen Teil der Naturwissenschaft bis heute essenziell; sie bezieht ihr Selbstverständnis keineswegs allein aus dem Experiment, sondern aus der Frage, wie sich die Erfahrung – ohne erneuten Weltkontakt – zur Weltaneignung und zum Wissen über Welt zusammensetzen lässt.²² Das heißt, dass der korrekte Kalkül darin besteht, die Einzelerkenntnisse in angemessener und (im Falle vieler Naturwissenschaften: mathematisch) geregelter Weise zu einem Theoriegefüge zusammenzusetzen. Der

19 Vgl. Bronislaw Malinowski: „A Scientific Theory of Culture“ (s. Anm. 3), S. 8. Die Prognosefähigkeit der Geisteswissenschaften liegt nicht in einer Berechenbarkeit, wie sie die Physik anbietet, sondern in einer Strukturerklärung, die die Wiedererkennung von Strukturen erlaubt. Strukturen zu identifizieren bedeutet, sie zu verstehen (vgl. ebd., S. 71), aber es erlaubt auch, die Zukunftsentscheidungen daran auszurichten. Anders dagegen Geertz: „cultural theory [...] is not, at least in the strict meaning of the term, predicative“. Clifford Geertz: „Thick Description. Toward an Interpretative Theory of Culture“. In: Ders.: *The Interpretation of Cultures. Selected Essays*. New York 1973, S. 3-30, hier: S. 26.

20 N 435, #863.

21 Ebd.

22 Vgl. Peter Galison: „Specific Theory“. In: *Critical Inquiry* 30 (2004), S. 379-383, hier: S. 379 f.; Ders.: *Image and Logic. A Material Culture of Microphysics*. Chicago/London 1997. Galison wendet sich explizit – und zu Recht! – gegen Latours Wissenschaftsgeschichte, die allzu einseitig den experimentellen Forscher gegenüber dem Theoretiker bevorzugt (vgl. ebd., S. 15). Bei Galisons Beispielen geht es vor allem um die Quantenmechanik, zu deren Reich ein direkter Weltkontakt grundsätzlich nicht möglich ist.

- 24 Clou der Universalpoetik liegt also mitnichten darin, im Anschluss an das Experiment das Weltganze überhaupt wiederherzustellen, denn dies leistet etwa auch die Physik in einer Weise, die Novalis' Vorstellungen entspricht.

II. Mathematik und Exaktheit

Vertraut man auf einen Kalkül, so drückt sich darin ein Vertrauen in die formale Methode aus, wie sie die Mathematik bereitstellt. Wenn Novalis in seinen Exzerpten aus der *Lettre sur l'homme et ses rapports* von Frans Hemsterhuis folgende Stelle heraushebt, dann geht es ihm generell um die Wichtigkeit einer Exaktheitsutopie: „Die Vollkommenheit unsrer Wissenschaften wird nach ihrer Capacitaet für Mathematik beurtheilt.“²³ Im Mathematischen Heft der Freiburger Studien notiert Novalis: „Alle Wissenschaften sollen *Mathematik* werden. Die bisherige Mathematik ist nur die erste und leichteste Äußerung oder Offenbarung des wahrhaft wissenschaftlichen Geistes.“²⁴ Im Kontext ist dies eine Forderung nach einer Mathematisierung der Naturwissenschaften, weil die Mathematik beispielsweise physikalische Kräfte und gezeichnete Figuren perfekt ausdrückt: „Die Mathematik *der Kräfte* ist die Mechanik. Die Mathematik *der Gestalten* ist die Geometrie.“²⁵ In der Kopula „ist“ drückt sich die völlige Gleichheit von Mathematik und Phänomen aus.

Novalis setzt zwar eine Grenze zwischen das genuin wissenschaftliche und das romantisch poetische Verfahren. So heißt es etwa: „Der *Poët* versteht die Natur besser, wie der wissenschaftliche

23 Novalis: *Schriften* (s. Anm. 1). Bd. 2, S. 368.

24 N 50.

25 Ebd.

26 N 468, #1093. Speziell zu dieser Stelle vermerkt Daiber: *Experimentalphysik des Geistes* (s. Anm. 17), S. 33, richtig, dass Novalis dies kaum ‚ernstgenommen‘ haben kann. Im unmittelbaren Umfeld ist Novalis ein wenig denkkritisch (vgl. #1089) und verlangt eine Entscheidung: „Entw[eder] *zaubern* – oder *handwercksmäßig*, mit *Nachdenken und Geist – arbeiten*“ (N 468, #1091).

Kopf.“²⁶ Wie Pethes betont, will sich Novalis’ romantische Kunst der gesellschaftlichen Differenzierung – speziell der Teilung von Kunst und Wissenschaft – aber widersetzen.²⁷ Die Universalpoetik ignoriert in diesem Sinne die disziplinären Begrenzungen und riskiert einen Verlust an terminologischer und sachlicher Kontur; sie muss die Wissenschaftlichkeit aufgeben. Nun ist der romantische Künstler derjenige, der den Gesamtzusammenhang erblickt – und dafür Kunst und Wissenschaft zusammenführt.²⁸ Diese Zusammenführung impliziert eine Aufgabe der strengen Wissenschaftlichkeit – und setzt sie zugleich voraus. Denn nur wenn es wissenschaftliche Einsichten gibt, können sie in der Universalpoetik aufgehen.

Daher überrascht es nicht, dass Novalis die Notwendigkeit spezialisierter, exakter, naturwissenschaftlicher Forschung einsieht.²⁹ Nur der wissenschaftliche Kopf, so denkt Novalis, liefert auf seine Weise den Beitrag für die präzise wissenschaftliche Erkenntnis. Diese Präzision darf den wissenschaftlichen Gesamtzusammenhang nicht aus dem Blick verlieren. Eine unachtsame Universalisierung ihres Erkenntnisanspruchs führt zu nichtigen Resultaten: „Unsre neuern *Physiker* arbeiten ins Große – sprechen vom Bau des Universums – und darüber wird nichts fertig – kein wahrer Schritt gethan.“³⁰ Zwar liefert die kleinteilige wissenschaftliche Ar-

27 „[D]ie romantische Vereinigungsbewegung, die in Novalis’ Postulat einer einheitlich-symphilosophischen ‚poetischen Wissenschaft‘ gipfelt, ist als das exakte Komplement zur Differenziertheit der Gesellschaft anzusehen: Kunst stellt in der Vorstellung der Romantik dasjenige System dar, in dem alle anderen aufgehen, wobei die Poesie in besondere Nähe zu den Wissenschaften rückt, weil beide zeichenvermittelte Darstellungen der Welt bilden.“ Nicolas Pethes: „Poetik/Wissen. Konzeptionen eines problematischen Transfers“. In: Gabriele Brandstetter/Gerhard Neumann (Hg.): *Romantische Wissenspoetik. Die Künste und Wissenschaften um 1800*. Würzburg 2004, S. 341-372, hier: S. 359.

28 Speziell wird auch die Logik einbezogen. „Der Dichter, Rhetor und Philosoph *spielen* und componiren grammatisch. Eine Fuge ist durchaus *logisch* oder wissenschaftlich – Sie kann auch *poëtisch* behandelt werden“ (N 360, #547). Der romantische Fokus liegt auf dem Wort ‚auch‘.

29 Vgl. Daiber: *Experimentalphysik des Geistes* (s. Anm. 17), S. 33. Zu Novalis’ durchaus profunden Kenntnissen der Naturwissenschaft vgl. Michaela Haberkorn: *Naturhistoriker und Zeitenseher. Geologie und Poesie um 1800*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2004, S. 204 f.

30 N 468, #1091.

26 beit eben kein universalpoetisches Verständnis, dennoch ist sie für die Arbeit des (Universal-)Poeten unabdingbare Voraussetzung. Novalis geht es also keineswegs um eine Aufhebung der Differenz zwischen Kunst und Wissenschaft, sondern um die Schaffung einer höheren Synthesis.³¹

Der Gegensatz der beiden Verfahren, des wissenschaftlichen und des poetischen, drückt sich auch in den einzelnen mathematischen Überlegungen aus.³² So ist etwa folgender Eintrag gänzlich korrekt:³³

Anwend[ung] der vorigen Bemerkung auf die Quadratur des Zirkels. Ihr liegt die Hypothese oder das Postulat zum Grunde, daß der Urtyp der *Zirkelform* das Quadrat sey. Das Problem des Zirkels ist also das Problem der Reduktion aller Figuren aufs Quadrat – oder *umgek[e]hrt* aller Figuren auf die *Runde*. Je größer wir die Theilungszahl dieser Figur machen – eine desto genauere Auflösung erhalten wir. Eine unendliche Theilungszahl gibt uns eine unendlich genaue Auflösung. Different[ial] und Integralrechnung.³⁴

Das Problem der Quadratur des Zirkels ist ein klassisches Problem der Geometrie: Ist es möglich, mit Zirkel und Lineal ein Quadrat

31 Letztlich gehen aber beide in einer Poiesis auf, die ohnehin sowohl dem wissenschaftlichen als auch dem künstlerischen Denken eigen ist. Zum Unterschied von Poiesis und Praxis mit Blick auf Universitäten vgl. Baecker: „Die nächste Universität“ (s. Anm. 8), S. 108. Vgl. auch Heinrich Schipperges: „Zur ‚Poetik des Übels‘ bei Friedrich von Hardenberg“. In: Jürgen Brummack [u. a.] (Hg.): *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Festschrift für Richard Brinkmann*. Tübingen 1981, S. 335-347, hier: S. 335.

32 Zu Novalis' Umgang mit der Mathematik, die er durchaus als eigenständige Wissenschaft ansieht, vgl. Dirk Winkelmann: *Selbstbeschreibungen der Vormoderne. Theorietypologien und ästhetische Reflexionen gesellschaftlicher Ausdifferenzierung bei Schiller, Novalis, Forster und Marx*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2000, S. 146-154.

33 Es ist indessen vielleicht viel öfter zu fragen, ob die Literaturwissenschaft Novalis' Kompetenz überhaupt beurteilen kann; indirekt kreist der vorliegende Aufsatz auch um diese Frage. Es besteht nämlich regelmäßig das Risiko, „die Basis der geometrischen Metaphorik ‚germanistisch‘ zu strapazieren“, wie Winfried Menninghaus: *Unendliche Verdopplung*. Frankfurt a. M. 1987, S. 164, es im Hinblick auf bestimmte literaturwissenschaftliche Deutungen von Hyperbel und Parabel vergleichsweise höflich ausdrückt.

34 N 329, #447.

mit dem Flächeninhalt eines Kreises mit Radius 1 zu konstruieren? Novalis verschiebt die Frage hier jedoch. Er interessiert sich nicht für Zirkel und Lineal, sondern ist von der Differenzial- und Integralrechnung angetan.³⁵ Der Begriff der Teilungszahl bezieht sich in seinen Überlegung darauf, dass man den Kreis durch eine Folge von Polygonen mit immer mehr Ecken annähern kann. Das gewöhnliche Verfahren wird beim Integrieren auf das Werteintervall angewandt, das immer weiter unterteilt wird, aber es kann auf den Fall des Kreises gemäß Novalis' – wie gesagt: mathematisch völlig korrekter – Idee angepasst werden. Dass die Quadratur des Zirkels unmöglich ist, ergibt sich daraus, dass π eine transzendente und keine algebraische Zahl ist (das kann Novalis freilich nicht bekannt gewesen sein); doch ist sie eine reelle Zahl, also durch eine geeignete Cauchy-Folge definierbar und somit beliebig gut approximierbar. Eine solche Cauchy-Folge liefert das von Novalis skizzierte Verfahren in der Tat.

Dagegen gibt es Überlegungen, die dezidiert poetisch sind. Als Beispiel wähle ich erneut den Zirkel.

Simplicitaet des Zirckels – seine leichte Construction. Übergänge der Kegelschnitte in einander. Entstehung aus Gleichungen gerader, entgegengesetzter Linien. Phil[osophie] des Puncts – Seine Entstehung. Alle Krumme Linien entstehn nur durch sich selbst – wie Leben nur durch Leben entsteht.³⁶

Besieht man dieses Exzerpt, so ist zweifelhaft, ob überhaupt ein mathematischer Sachverhalt behandelt wird. Im unmittelbaren Umfeld dieser Textstelle beschäftigt sich Novalis mit dem mystischen Zugang zur Natur, den die Wissenschaften eröffnen. Die Mathematik wird daher an dieser Stelle organisch gedacht. Die Einfachheit des Kreises liegt in seiner Natürlichkeit – nicht in seiner algebraischen oder analytischen Beschreibung. Es ist mathe-

35 Vgl. hierzu (ohne dass auch auf meine Beispiele eingegangen würde) Howard Pollack: „Novalis and Mathematics Revisited. Paradoxes of the Infinite in the ‚Allgemeine Brouillon‘“. In: *Athenäum* 7 (1997), S. 113-140.

36 N 422, #786.

28 matisch wenig aussagekräftig zu sagen, Kegelschnitte gingen *einfach* ineinander über; dieser Satz gewinnt seinen Wert erst im Kontext der gebildeten Analogie: aus dem Begriff des Kegelschnittes lässt sich mathematisch nicht begründen, dass ‚krumme Linien aus sich selbst entstehen‘, ja, eine solche Aussage hat nicht einmal einen mathematischen Sinn. Was Novalis hier vorschwebt, ist eine Organizität der Formen, also ein Wachsen und Ineinanderübergehen von geometrischen Gestalten aus ihrer eigenen Anlage – analog zu lebendigen Wesen – heraus. Die Philosophie des Punkts steht im Zentrum, weil der Punkt sich nicht in ‚andere‘ Punkte transformieren kann (so wie eine Linie sich ‚etwas mehr biegen‘ könnte), sondern immer nur Punkt und damit absolut bleibt. Hier nennt Novalis kein Analogon, aber denkbar wäre das absolute Subjekt, das einem solchen Punkt vergleichbar wäre. Mit Mathematik haben solche – durchaus gehaltvollen – Gedankengänge aber nichts gemeinsam, weil die strikten Regeln ihrer Begriffsverwendung ständig verletzt werden.

Ein Ziel von Novalis' romantischem Projekt liegt darin, die besonderen formalen Errungenschaften der Wissenschaft auch für das Poetische zu akzeptieren und zu verwerten, doch er sieht, wie wenig die Mathematik für ein formales Denken geeignet ist, das epistemisch ‚universal‘ ist; umgekehrt möchte er der Wissenschaft die Fähigkeit der Poesie zur Epiphanie verleihen. Damit stößt er jedoch an Grenzen, denn es besteht das Risiko der konturlöschenden Vermischung, die letztlich die Weltaneignung beeinträchtigt. So besitzt auch die Forderung nach einer höchsten Elementarwissenschaft und -kunst einen Anflug von Resignation: „Die höchste Elementarwissenschaft ist diejenige, die schlechterdings kein *bestimmtes* Obj[ect] – sondern ein reines *N*. behandelt. So auch mit der Kunst.“³⁷ Dieses *N* ist nicht nur irgendetwas; es ist zugleich das Nichts.³⁸ Es ist ein Platzhalter, eine Variable, aber es bleibt offen, ob die ‚Weltgleichung‘ eine Lösung besitzt.

³⁷ N 257, #92.

³⁸ Vgl. Menninghaus: *Unendliche Verdopplung* (s. Anm. 33), S. 154.

Das ist der Spagat, den die Universalpoetik versucht. Die höhere Synthesis soll nicht einfach Kunst und nicht einfach Wissenschaft sein, doch sie soll die Erkenntnisvorteile beider Verfahren vereinen. Zugleich muss das romantische Denken in der Lage sein, die wissenschaftliche Exaktheit für den Moment zu dispensieren und die künstlerische Sinnlichkeit durch ein Höchstmaß an formaler Ausgestaltung zu kontaminieren. Dabei erweist es sich als Hindernis, dass die Wissenschaft sich durchaus eine ansprechende sinnliche Anschauung gibt und dass die Kunst sich formale Gesetze auferlegen kann, das heißt, dass Wissenschaft und Kunst Ästhetisierung beziehungsweise Formalisierung bereits aus eigenen Mitteln leisten und so einer Synthese nicht mehr bedürfen.³⁹ Daraus ist zu schließen, dass die höhere Synthesis nicht einfach eine Erweiterung von Kunst und Wissenschaft sein kann.

An den genannten Textbeispielen zeigt sich, dass Novalis scharf zwischen Wissenschaft und Poesie zu unterscheiden weiß, selbst wenn die *Form* des *Allgemeinen Brouillon* beide nicht eigens trennt und auszeichnet.⁴⁰ Die Trennung hat ihren Grund in den besonderen Erkenntnisqualitäten der jeweiligen Weltaneignungen. Sowohl das wissenschaftliche als auch das poetische Verfahren liefern Ganzheiten, doch sind die Ganzheiten nicht zur Deckung zu bringen. In ihrer Inkongruenz liegt das Prekäre aller ‚modernen‘ Welt-

39 Dies hat sich um 1800 bereits angebahnt, freilich erst im 20. Jahrhundert radikal manifestiert.

40 Vgl. Martin Schierbaum: *Friedrich von Hardenbergs poetisierte Rhetorik. Politische Ästhetik der Frühromantik*. Paderborn [u. a.] 2002, S. 371. Allerdings setzt Schierbaum auf eine eigenwillige Deutung der Synthese bei Novalis; dieser problematisiert in den von Schierbaum herangezogenen Textstellen vorrangig das Empirieproblem. Vgl. auch ebd., S. 368. – Ferner muss bemerkt werden, dass es im *Allgemeinen Brouillon* Abteilungen wie ‚Chemie‘, ‚Physik‘, etc. auf der einen Seite und ‚Poëtik‘, ‚Romantik‘, etc. auf der anderen gibt.

30 aneignungen. Aber es ist nicht möglich, alle Aneignungen wild zu mischen – in der Hoffnung, so die ‚ganze Ganzheit‘ zu erhalten.⁴¹ Dies ist die brisante Einsicht, die Novalis gewährt. Er erhofft und strebt an, die Ganzheit der Ganzheit zu schaffen. Die Schwierigkeit des Unternehmens liegt darin, dass diese Ganzheit zweiter Ordnung keine wäre, in der sich die Erkenntnisse über Welt einfach summierten.⁴²

Weltaneignung lässt sich begreifen als die Fähigkeit, sich in der Welt einen größeren (kognitiven) Bewegungsraum zu schaffen und sich damit auf intensivere Weise Welt anzueignen. Die Intensität speist sich daraus, dass das Ich (im Sinne eines ‚sensitiven‘ Beobachters) in der von ihm angeeigneten Welt körperlich oder sinnlich (im Sinne von Wahrnehmung) sein Inderweltsein spürt. Weltaneignung bildet die Brücke zwischen dem Weltkontakt auf der einen Seite, der den Übergang von sinnlicher Wahrnehmung auf die Beobachtung vollzieht, und der Weltkontrolle auf der anderen Seite, die wiederum die Wahrnehmung und weitere Beobachtung an bisherige Beobachtung bindet. Die Kontrolle unterscheidet sich durchaus von der Aneignung, weil diese das Zugleich von Wahrnehmung und Strukturierung erleben lässt und damit eine ‚ganzheitliche‘ Qualität besitzt, während jene ausschließlich die Fähigkeit bezeichnet, die Beobachtungen (und damit auch die eigenen Handlungen) aufeinander abzustimmen beziehungsweise sie als abgestimmt zu erleben. Jede Weltaneignung, die Wissenschaft und Kunst bieten, lässt sich perfektionie-

41 Wie mehrfach im Verlauf meiner Überlegungen vorgetragen wird, liegen darin auch die Schwächen der gegenwärtigen wissenschaftspolitischen Auseinandersetzungen: Noch immer erhofft man sich die universale Deutung der Welt in der Biologie, in der Soziologie oder anderswo. Die genauso unbefriedigende Alternative zur Präponderanz bloß *einer* Sicht ist die Behauptung, alle Beschreibungen seien relativ.

42 Es seien einige zeitgenössische Beispiele zur Veranschaulichung gewählt: schon Welle und Partikel sind in der quantenmechanischen Beschreibung inkommensurabel, ganz zu schweigen vom Gegensatz zwischen biologischem und physikalischem Weltganzen, gar nicht zu denken an die Unüberbrückbarkeit zwischen dem Raum, zu dem die Romanliteratur Zugang schafft, und dem Raum einer mathematischen Physik. Die Universalpoetik ist keine schlichte Zusammenfügung.

ren, doch bleibt sie an die Voraussetzungen gebunden, die diese Weltaneignung ermöglicht haben. Die Ganzheit zweiter Ordnung (oder die Universalpoetik) wäre der Versuch, sich Welt anzueignen, zugleich aber die Voraussetzungen, welche die Aneignung ermöglichen, abzuschütteln.

Besonders deutlich wird dies an Novalis' ausdrücklichster Bestimmung der Universalpoetik:

Universale Poetik und vollst[ändiges] System der Poësie. Eine Wissenschaft ist vollendet, 1. wenn sie auf alles angewandt ist – 2. wenn alles auf sie angewandt ist – 3. Wenn sie, als abs[olute] Totalitaet, als Universum betrachtet – *sich selbst* als abs[olutes] Individuum mit allen übrigen W[issenschaften] und K[ünsten], als relat[iven] Individuen, untergeordnet wird.⁴³

Die ersten zwei Bedingungen garantieren noch die bloße Ganzheit erster Ordnung, die eine Wissenschaft ganz in die Welt und die Welt ganz in diese Wissenschaft abbildet. Spricht Novalis hier nur von ‚Wissenschaft‘, so zeigt sich im dritten Punkt, dass von der universalen Poetik beziehungsweise dem vollständigen System selbst die Rede ist (‚mit *allen übrigen* Wissenschaften und *Künsten*‘), da die ‚vollendete Wissenschaft‘ Universum sein soll. Sie muss als absolute Totalität zugleich ein Partikel in Relation zu anderen Partikeln (‚*relativen* Individuen‘) sein, die Ganzheit der Ganzheit also solchergestalt erschaffen, dass die Beschränktheit der eigenen Ganzheit mitgedacht ist.⁴⁴ Sie ist Ganzheit der Ganzheit, weil sie sich als ganze – überindividuelle – Ganzheit und als individuelle, partikulare Einheit (die ja wieder eine Ganzheit ist) enthält. Insofern sie ein ‚vollständiges System‘ und ein ‚Universum‘

⁴³ N 272, #176.

⁴⁴ Vgl. zum Absoluten und Relativen bei Novalis Herbert Uerlings: „Darstellen. Zu einem Problemzusammenhang bei Novalis“. In: Brandstetter/Neumann (Hg.): *Romantische Wissenspoetik* (s. Anm. 27), S. 373-391, hier: S. 377. Uerlings hebt auch zutreffend hervor, dass Novalis auf begriffliches Arbeiten abzielt.

32 ist, kann sie sich nicht mehr aus der Aneignung der Welt erklären (also aus der Genese der einzelnen Wissenschaften und Künste), sondern ist ein absolutes Individuum, das sein eigener Ursprung ist.⁴⁵ Es ist fraglich, ob diese Ganzheit zweiter Ordnung überhaupt erlangt werden kann.⁴⁶ Aber das romantische Rezept, sie zu realisieren, lässt sich anhand der vorangehenden Überlegungen formulieren: jede Praxis liegt im Weltkontakt, der das Experiment und die Auseinandersetzung mit fremder Theorie einschließt. Die Theorie wiederum besteht in Weltkontrolle, einer Kontrolle, die indessen nicht in der Lage ist, Welt *umfassend* zu steuern, sondern bloß – aber immerhin! – den eigenen Weltkontakt zu regulieren und sich selbst zugleich als ein Ganzes und als ein Teil der Welt in der Welt anzutreffen. Speziell das Experiment ist theoretisch angeleitet und daher kontrollierter Weltkontakt; es bildet damit eine belastbare Brücke zwischen der Welt und ihrer Beobachtung; so wird verständlich, dass Theorie selbst immer ein Teil der Welt ist (wenn auch nie das Ganze). Theorie und Praxis bedingen einander; beide stehen zueinander und jeweils zu den zwei Operationsmodi des Umgangs mit Welt, Kontrolle und Kontakt, in einem paradoxen – oder zumindest chiasmischen – Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeit. Denn Kontrolle vollzieht sich ja gerade praktisch-handelnd, während Kontakt immer auch theoretisch-erlebend zu denken ist. Ihr oszillierendes Zusammenspiel erlaubt – so lautet zumindest die universalpoetische Vision – eine Ganzheit zweiter Ordnung, die in eine vollständige Weltaneignung mündet.

IV. Literaturwissenschaft als Forschung und als Kunst

Es scheint, als nehme die Literaturwissenschaft seit geraumer Zeit einige der romantischen Prinzipien für sich in Anspruch. Betracht-

45 Zu Novalis' Konzept des Absoluten und zu dessen Ablösung durch ‚Ganzheit‘ vgl. Georg Graf von Wallwitz: „Über den Begriff des Absoluten bei Novalis“. In: *DVjs* 71 (1997), S. 421-436, hier: S. 433. – Auffällig ist, dass Novalis' Ausführungen hier auf eine Denkfigur zurückgreifen, die der Begründung von Gottes Selbstursprünglichkeit dient und mehreren Gottesbeweisen auf verschiedene Weise zugrundeliegt.

46 Friedrich Schlegel denkt die Universalpoesie entsprechend als unendlichen Prozess.

tet man den Methodenpark der letzten Jahrzehnte, so begegnen Einflüsse aus der Linguistik, der philosophischen Diskursanalyse und der analytischen Philosophie, der Mathematik (Statistik oder Logik), der Physik (Relativität und Entropie), der Soziologie, der Ethnologie und der Psychologie beziehungsweise der Psychoanalyse. Seit Kurzem dringen die Kognitionspsychologie und die Hirnforschung in die literaturwissenschaftlichen Veröffentlichungen ein. Man spricht über Hirnregionen und über das Verhalten von Affen bei der Nahrungssuche. Die Sorge, die Charles Percy Snow in seiner These der *Two Cultures* geäußert hat, ist also längst *passé*.⁴⁷ Zumindest die Literaturwissenschaft sträubt sich seit Langem nicht dagegen, in die Nähe der Naturwissenschaften zu geraten. Alles in allem scheint die Literaturwissenschaft vielmehr einer Maxime allzu wörtlich zu folgen, die Novalis formuliert: „Eine W[issenschaft] gewinnt durch Fressen – durch Assimilieren anderer Wissenschaften etc.“⁴⁸ Diese ihre Verhaltensauffälligkeit ist der Literaturwissenschaft – dank ihrer eigenen literaturwissenschaftsgeschichtlichen Studien – gut bekannt.⁴⁹ Ungezählte Symposienbände verzeichnen die Methoden- und Theoriediskussionen. Literaturwissenschaftliche Einführungen weisen sowohl in die Psychoanalyse als auch in die Systemtheorie ein. Teilweise werden fremde Wissenschaften auch punktuell herbeizitiert; so lässt sich bis heute die Novalis-Forschung etwa von der mathematischen Chaostheorie faszinieren.⁵⁰

47 Vgl. Charles Percy Snow: *The Two Cultures*. Cambridge/UK 1998 [1959]. Allerdings geht etwa Ward von anhaltender Feindseligkeit aus, vgl. Ward: *Reconfiguring Truth* (s. Anm. 7), S. IX. – Ähnlich äußert sich Karl Eibl: „Zwei Kulturen? Zwei Denkweisen und ihre biologischen Ursprünge“. In: Ders./Katja Mellmann/Rüdiger Zymner (Hg.): *Im Rücken der Kulturen*. Paderborn 2007, S. 31-48, hier: S. 31 f. Zur Geschichte der ‚zwei Kulturen‘ vgl. Claude D. Conter: „Die Entstehung der zwei Kulturen im 19. Jahrhundert.“ In: *KulturPoetik* 8.1 (2008), S. 18-38.

48 N 268, #146.

49 Für eine Problematisierung vgl. Holger Dainat: „Wo hört eine Disziplin auf? Über den Umgang der germanistischen Literaturwissenschaft mit ihren Grenzen“. In: Walter Erhart (Hg.): *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung*. Stuttgart/Weimar 2004, S. 6-21, hier: S. 12.

50 Vgl. Herbert Uerlings: „Novalis und die Wissenschaften. Forschungsstand und Perspektiven“. In: Ders. (Hg.): *Novalis und die Wissenschaft*. Tübingen 1997, S. 1-20, hier: S. 17-19.

Dabei ist eine besondere Sympathie für Theorie als solche zu beobachten. Ein Grund mag sein, dass wissenschaftliche Theorien oft als ‚lesbare‘ Texte vorliegen. Die Faszination, die die Dekonstruktion gerade auf Literaturwissenschaftler ausgeübt hat, hat nicht zuletzt daraus geschöpft, dass sie erlaubt hat, Argumentationen mit literaturwissenschaftlichem Urteilsvermögen nachzugehen, da sie sprachlich verfasst sind. Hierin liegt die mittlerweile erkannte Nähe zwischen hermeneutischen und dekonstruktionistischen Vorgehensweisen begründet. Gerade dies hat Literaturwissenschaftler darin bestärkt, mit den Philosophen konkurrierend, sich in der Lage zu wähnen, jeden Lebenssachverhalt kompetent zu beurteilen, sofern man nur die einschlägigen Publikationen durchgesehen hat. Dass zum naturwissenschaftlichen Arbeiten Praxis erforderlich ist, wird dabei ignoriert.⁵¹ Umgekehrt wird die Theorievariante mathematisch formulierender Wissenschaften gemieden; physikalische Theoriebildung wird von Literaturwissenschaftlern beispielsweise nicht untersucht, da es unmöglich ist, ohne Verständnis der zugehörigen Mathematik die Konzeptionen der Physiker auch nur ansatzweise zu erörtern. Die Mathematik erscheint hier als Denken eigener Prägung, das sich mit sprachlichen Mitteln nicht begreifen lässt. Dass überhaupt erwogen wird, auch Mathematik sei eigentlich nur Sprache, lässt sich vielleicht am ehesten historisch mit der Sprachfixierung westlicher Philosophien erklären.

Originär literaturwissenschaftliche Theoriebildung ist hingegen der Ausnahmefall.⁵² Die klassischen rhetorischen Texte der Antike sind frühe, teils hochgradig raffinierte Beiträge zur Texttheorie.⁵³

51 Vgl. Kutschera: „Lobenswerte Bemühungen“ (s. Anm. 5). Freilich unterliegt Kutschera auf höchst naive Weise demjenigen naturalistischen Fehlschluss, den bereits Husserl erkannt und verurteilt hat. Vgl. Edmund Husserl: *Philosophie als strenge Wissenschaft*. Frankfurt a. M. 1965 [1911].

52 Dies konstatiert auch Nikolaus Wegmann: „Was heißt einen ‚klassischen Text‘ lesen? Philologische Selbstreflexion zwischen Wissenschaft und Bildung“. In: Jürgen Fohrmann/Wilhelm Voßkamp (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart/Weimar 1994, S. 334-450.

53 Die Rhetorik gilt eher als zentrale ‚Hilfswissenschaft‘ der Literaturwissenschaft, deren wichtigste Begriffe nach wie vor aus dem Pool der klassischen und modernen Rhetorik stammen. Die Analytische Philosophie ließe sich da, wo sie Gram-

Poetiken und Ästhetiken seit der Frühen Neuzeit sind reflektierte Arbeiten zum Gegenstand ‚Literatur‘. Literaturwissenschaft interessiert sich aber oft nicht für ihre eigene Theorie, sondern für die Theorie anderer disziplinärer Provenienz – aber nicht, um diese Theorie weiterzuspinnen, sondern um sie als ästhetisches Phänomen zu verwerthen.⁵⁴ Zwar spricht das Selbstverständnis von ‚Werkzeugen‘, die dazu dienen sollen, Texte zu analysieren und ihre Organisation zu verstehen, tatsächlich aber arbeitet die Literaturwissenschaft seit vielen Jahrzehnten zu wenig an und mit diesen Werkzeugen. Oftmals stehen sich in Aufsätzen und Monographien ‚Theorieteil‘ und ‚Theorieanwendung‘ mehr oder weniger fremd gegenüber und unterhalten ein willkürliches, im besten Fall kontingentes Verhältnis zueinander.

Freilich ist es unangebracht, von einer ‚Romantisierung‘ der Literaturwissenschaft zu sprechen. Die einfache Vermischung verschiedener Theorien hat, wie weiter oben zumindest für Novalis gezeigt worden ist, wenig mit romantischen Prinzipien zu tun und könnte allenfalls als Vulgärromantik bezeichnet werden. Der wichtigste Unterschied zwischen der gegenwärtigen Theorierezeption und der universalpoetischen Ganzheit zweiter Ordnung besteht darin, dass Novalis sein Programm auch zum Gegenstand seines Programms macht und so im engeren Sinne *reflektiert*. Zumindest gibt er die Anregung dazu, denn sein fragmentarisches Werk bietet zwar die Denkmöglichkeit eines Reflexionsprogramms an, aber nicht seine Realisation. Novalis stellt ausdrückliche Forderungen an eine romantische Universalwissenschaft und analysiert die Chancen einer Verbindung ungleichartiger Wissenschaftstraditionen. Ferner bezieht er diese Traditionen auf ihre Neigung hin, ihrerseits andere Einflüsse aufzunehmen. Die romantische

matiktheorie ist, als ein Zweig der jüngeren Rhetorik ansehen. Als rhetorische Theorie könnte sie vielleicht einen gewissen Beitrag zum Verständnis von Argumentation liefern.

54 Vgl. hierzu ausführlich Remigius Bunia: „Die schöne Wissenschaft. Faszination der Theorie bei Novalis, Nietzsche und der heutigen Literaturwissenschaft“. In: Andy Hahnemann/Björn Weyand (Hg.): *Faszination*. Frankfurt a. M. [u. a.] (i. Dr.), S. 179-191.

36 Universalpoetik verlässt das Terrain der Wissenschaft im engeren Sinne – und muss das auch.⁵⁵

Die genannte moderne Literaturwissenschaft, die sich für fremde Theorien begeistert, strebt dagegen keine Ganzheit zweiter Ordnung an (von der ja – wie oben ausgeführt – auch gar nicht sicher ist, ob sie überhaupt erlangt werden kann). Sie trennt zwar zwischen Wissenschaft und Kunst, aber in weiten Teilen auf eine Art und Weise, die keineswegs dem romantischen Ideal entspricht. Ihre Wissenschaftlichkeit bezieht sie vor allem aus den Semantiken der Wissenschaft. Sie spricht mit allzu wenig Ironie von ‚Forschung‘, ‚Drittmitteln‘, ‚Projekten‘, ‚Zielen‘, ‚Schlüsselqualifikationen‘ und ‚Ergebnissen‘. Die Aufnahme literaturferner wissenschaftlicher Resultate versteht sie aus ihrer eigenen Sicht als Beitrag zur Interdisziplinarität und zur Methodenvielfalt. Aber sie verzichtet in weiten Teilen auf eine Reflexion auf ihre *Praxis*.

Umgekehrt lassen sich einige ihrer Verfahrensweisen als poetisch und kunstvoll verstehen. Ein kleiner Teil der literaturwissenschaftlichen Arbeit beruht auf der Montage von Textbausteinen; hier findet sich Kunst im Sinne von *métier*, verstanden als Fertigkeit, möglichst gefällige Textkonglomerate zu basteln. Der größere Teil der eher künstlerisch arbeitenden Literaturkunde widmet sich dagegen der – eher poetischen – Erleichterung der Aneignung von Literatur und leistet so unabdingbare Dienste. Das künstlerische

55 Es ist denkbar, dass die Denkfiguren der Reflexion und des *ordo inversus* aus diesem Blickwinkel auch so gedeutet werden müssen, dass die genuin wissenschaftliche Annäherung an die Wahrheit keine poetische sein kann. Zur Reflexion bei Novalis vgl. Manfred Frank: *Einführung in die frühromantische Ästhetik*. Frankfurt a. M. 1989, S. 248-261. – Zugleich sind diese Modelle aber durch ihr geschichtsteleologisches Telos ‚kontaminiert‘; es scheint sinniger, die Figur der ‚unendlichen Annäherung‘ heute eher von einem einzelnen Werk (oder einer einzelnen Theorie) als von einer Serie von Werken zu erhoffen; vgl. Till Dembeck: ‚Anbilden/Umbilden – lesbar/schreibbar. Bewegte Texte bei Friedrich Schlegel, Roland Barthes u. a.‘. In: Matthias Buschmeier/T. D. (Hg.): *Textbewegungen 1800/1900*. Würzburg 2007, S. 49-71, hier: S. 60 f. – Dembeck betont allerdings, dass die ‚teleologische Variante‘ von Romantik und ihre ‚ästhetische Variante‘ (die den Prozess der Romantisierung als solchen bereits zum Ziel nimmt) genauer auseinandergehalten werden müssten. – Zum ‚ordo inversus‘ und den Ganzheitskonzepten vgl. auch Wallwitz: ‚Über den Begriff des Absoluten bei Novalis‘ (s. Anm. 45), S. 425.

Verfahren in der Literaturwissenschaft legitimiert sich durch die Nähe zwischen Wissenschaft und Kunst. Aus ihr ergibt sich, dass es keineswegs als Spott zu begreifen ist, wenn Teilen der Literaturwissenschaft attestiert wird, sie operierten künstlerisch. Im Gegenteil: die kunstnahe Literaturwissenschaft, die nur mit Mühe ihre Termini auseinanderhalten mag, zählt sogar zu den wichtigen Einrichtungen der gesellschaftlichen Erkenntnisproduktion.

Dieser vortreffliche Teil der künstlerisch arbeitenden Literaturkunde arbeitet an der (begrifflich meist nicht sonderlich stringenten) Schaffung von Poetiken. Teils präsentieren entsprechende Arbeiten sich als bloße Beschreibungen von ihrerseits nur künstlerisch verfassten Poetiken, teils schreiben sie diese fort.⁵⁶ Einzelne Studien – speziell solche, die neue Gebiete des Ästhetischen zu erschließen suchen (etwa den Sport, Comics, etc.) – verzichten jedoch auf die Rückbindung an bestehende Poetiken und entwerfen neue Aneignungen des Genießbaren. Gerade diese Verfahrensweisen sind – im Gegensatz zur jargonlastigen Literaturwissenschaft und zum schlichten *métier* – hochgradig wertvoll, weil sich hier ein Raum öffnet, der einem Schaffen wie demjenigen eines Novalis ein Refugium böte. Aus dieser künstlerischen Arbeitsweise entspringt die Möglichkeit, Formen dichterischen Ausdrucks zu finden, der Zuhörerschaft und Finanzierung erhält, die universitär und damit im Vergleich zur Kunstförderung in Deutschland bis etwa 1995 eher verlässlich organisiert gewesen sind.

Wenn Teile der Literatur-, Wissenschaft‘ tatsächlich eher als Kunst zu begreifen sind, dann muss man sich die Frage stellen, inwiefern Kunst und Wissenschaft Ähnlichkeiten aufweisen. Betrachtet man die künstlerisch operierende Germanistik aus aktueller systemtheoretischer Perspektive, spricht sehr viel dafür, in den Literatur- und Kulturwissenschaften Formen künstlerischer – und nicht wissenschaftlicher – Kommunikation zu erkennen.

⁵⁶ Für eine vehemente Würdigung einer selbst künstlerischen Literaturwissenschaft vgl. Jerome McGann: *The Scholar's Art. Literary Studies in a Managed World*. Chicago/London 2006. Der Titel der Studie ist Programm, das leider vielleicht nicht immer optimal ausgeführt wird. – Eine harsche Kritik der künstlerischen Literaturwissenschaft äußert Eibl: „Zwei Kulturen?“ (s. Anm. 47); er vergleicht sie mit „Unterschichten-Fernsehen“; ebd., S. 46.

38 Die Versuche, Kunst zu beschreiben, sind sehr heterogen; das Funktionssystem Kunst ist vielleicht dasjenige, das die meisten Anomalien aufweist. Dennoch weist die jüngere Forschung immer deutlicher darauf hin, dass die Funktion der Kunst darin liegen kann, neue Selbstbeschreibungen zu provozieren⁵⁷ oder schwach konditionierte Erkenntnis zu befördern⁵⁸. Schwach konditionierte Erkenntnis ist dabei sehr weit zu fassen; ihrem Feld gehört beispielsweise an, wenn jemand *erkennt*, dass eine bestimmte Symphonie großartig ist. Die Anregung zu neuen Selbstbeschreibungen und die Erzeugung neuer Erkenntnis sind elementare Aufgaben der Wissenschaft. Hier zeichnet sich eine Geschwisterlichkeit ab, die auf unterschiedliche Weise auch schon herausgestrichen worden ist.⁵⁹

Diese Geschwisterlichkeit lässt sich mittels des Begriffes der Konditionierung beschreiben. Mit ihm werden die Bedingungen bezeichnet, die eine Kommunikation als gelungen erscheinen lassen; sie regeln, was auf eine Beobachtung hin als ‚anschlussfähige‘ Beobachtung gestattet ist. Schwach konditionierte Erkenntnis ist eine, die weitere Kommunikationen und damit weitere Erkenntnisse kaum bindet. Die starke Konditionierung erzwingt vor allem dreierlei: dass *alle* begrifflichen Voraussetzungen und alle weltbezogenen Tatbestände geprüft werden, dass diese Prüfung *immer* geschieht und dass dort, wo Begriffe existieren, diese selbst die Grenzen ihrer Verwendbarkeit *abschließend* festlegen. Man ersieht dies beispielsweise daran, dass widerstreitende künstlerische Zugänge einander bereichern können, während einander widersprechende wissenschaftliche Resultate dank der starken Konditionierung wissenschaftlicher Kommunikation zur Klärung zwingen. Das Weiche des künstlerischen Verfahrens erlaubt Erkenntnis in den Bereichen, in denen ein hartes Resultat ohnehin nicht wünschenswert scheint. Sowohl weiche als auch harte Methoden können spekulativ, ris-

57 Vgl. Harry Lehmann: *Die flüchtige Wahrheit der Kunst*. München 2006, S. 83 f.

58 Vgl. Remigius Bunia: „Fingerte Kunst. Der Fall Esra und die Schranken der Kunstfreiheit“. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur* 32 (2007), S. 161-182; vgl. auch Bunia: *Faltungen* (s. Anm. 12), S. 147 f.

59 Vgl. etwa Niklas Luhmann: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1998 [1990], S. 718 f.; Nelson Goodman: *Languages of Art. An Approach to a Theory of Symbols*. 2. Aufl. Indianapolis/Cambridge 1997 [1976], S. 264.

kant und rebellisch sein,⁶⁰ doch kann nur das künstlerisch weiche Verfahren auf eine Rückbindung an gesicherte Weltbeschreibung verzichten und auf diese Weise dazu verführen, Welt immer wieder aufs Neue zu erfahren, sie (zumindest imaginativ) zu variieren und in ihrer Präsenz zu ergründen. So erlaubt die Kunst, die Möglichkeiten von sinnigen Farbkombinationen zu erkunden, die Proportionen des menschlichen Körpers zu ermessen und das Gelingen und Misslingen von Liebesbeziehungen zu begreifen. Mag sie auch allenfalls kraftlos binden, so entfesselt sie zugleich mit aller Kraft das assoziierende und analogische Denken.

Man kann die Geschwisterlichkeit von Kunst und Wissenschaft auch noch anders beschreiben, wenn man eine der bemerkenswertesten Ideen von Luhmanns Gesellschaftstheorie aufgreift: dass nämlich das Erleben mindestens so wichtig sein kann wie das Handeln. Luhmann analysiert den Zusammenhang von Erleben und Handeln speziell mit Blick auf Medien, die Kunst und Wissenschaft einsetzen. Schaut man sich Luhmanns Argument etwas genauer an, so muss man zu dem Schluss kommen, dass es nicht nur in der Wissenschaft darum geht, auf ein Erleben ein Erleben wahrscheinlich zu machen, sondern auch – entgegen Luhmanns Annahme – in der Kunst.⁶¹ Mit der kurzen Formel, Erleben folge auf Erleben, ist gemeint, dass in beiden Fällen das Erleben des Wissenschaftlers oder des Künstlers so aufbereitet wird, dass es in einer Weise kommuniziert werden kann, die es einem anderen erlaubt, das Erleben nachzuvollziehen. Dabei können in Kunst und Wissenschaft ‚Erkenntnisse‘ und ‚Wissen‘ kommunikabel werden, und *beide* können ganz allgemein ein Erleben andere erleben lassen, ohne die eigenen Erzeugnisse auf begrifflich konturierte, wahrheitsfähige, gar moralisch instruierende oder anderweitig hand-

60 Diese Fähigkeit schränkt Hans Ulrich Gumbrecht: *Production of Presence. What Meaning Cannot Convey*. Stanford 2004, S. 126 f., zu Unrecht auf die Geisteswissenschaften ein.

61 Für eine ausführliche Begründung dieser These siehe Bunia: *Faltungen* (s. Anm. 12), S. 367-372. – Lehmann: *Die flüchtige Wahrheit der Kunst* (s. Anm. 57), S. 85, vertritt die „These, daß es in der Kunst um die Entdeckung und Erschließung von Erlebnismustern und Erfahrungsschablonen geht“.

40 lungleitende Ergebnisse verengen zu *müssen*.⁶² Eine solche Deutung von Kunst fügt sich gewissermaßen in die Tradition ein, die Aristoteles und Lessing aufgespannt haben. Doch liegt das Erleben nicht in einem innerlichen Mitgehen des Rezipienten, sondern in der Fähigkeit der Kunst und der Wissenschaft, bestimmte Erfahrungen dergestalt zu strukturieren und darzubieten, dass ihre Verwertung anderen möglich wird.

Literaturwissenschaft bietet traditionell nicht zuletzt schwach konditionierte Erkenntnis an. Verschiedene Deutungen eines Gedichtes widerstreiten einander, aber eine anders ansetzende Deutung erzwingt nicht die Wahl der letztlich ‚richtigen‘. (Mag es auch ‚falsche‘ Deutungen geben, doch dies ist ein anderes Problem.) Die ‚Methodenvielfalt‘ wird als Errungenschaft gewertet, weil gerade sie erlaubt, einen Sachverhalt auf nicht festlegende Art und Weise zu beleuchten. Genauso verhält es sich aber auch mit den romanisierenden Strömungen, die mathematische Modelle (etwa Chaostheorie), Logik (analytische Philosophie), soziologische Systemtheorie oder eben jüngst die Kognitionsforschung einbeziehen. Das ‚Weiche‘ liegt nicht in diesen Forschungsrichtungen selbst, sondern darin, wie die Literaturwissenschaft sie sich einverleibt. Ihre Beiträge werden nicht auf der Höhe des jeweiligen disziplinären Niveaus beansprucht, sondern analogisch aufbereitet, das heißt, nachgeahmt und in die Literaturwissenschaft gespiegelt – und so im Bestfall popularisiert. Zwar zitieren diese Beiträge beispielsweise aus der aktuellen Neurologie, doch lässt sich nicht absehen, inwiefern sie sei es die Neurologie, sei es die Literaturtheorie bereichern; sie leisten zwar wertvolle schöngeistige Übersetzungen, erschaffen aber nichts, was eigenständig wäre.

62 Daher verfehlen Kunstinterpretationen, die auf eine Kernaussage hinarbeiten, so oft das komplexe Erleben, das ein Werk ermöglicht, und reduzieren es auf etwas, wofür Kunst nicht nötig wäre. Gumbrechts Insistieren auf Präsenz verweist auf dasjenige an einem Kunstwerk, das nicht in eine Aussage zu übersetzen ist. Wissenschaft freilich setzt überwiegend auf begrifflich strukturiertes Erleben, selbst wenn auch sie manchmal zum betörenden Diagramm greift, um ihre Erkenntnisse zu kommunizieren.

Was für Alternativen gibt es in der Literaturwissenschaft für diejenigen, die ein Unbehagen bei der Romantisierung empfinden, die sich also weder als Wissenschaftsmanager noch als Künstler sehen? Erstens gibt es die Option, das Handwerk zu stärken, also die Edition und die Literaturgeschichte in den Vordergrund zu rücken.⁶³ Zweitens gibt es die Verengung des Faches darauf, in der Lehre ein Lektüre- und Text-Propädeutikum zu ermöglichen. Dies steht im Raum – und es ist kein abwegiger Vorschlag.⁶⁴ Beide Optionen führen nicht zu einer Vulgärromantisierung der Literaturwissenschaft und betten diese durchaus in das Gefüge der Wissenschaften ein. Außerdem reagieren sie auf einen Vorbehalt gegenüber Theorie, der in weiten Teilen der heutigen Literaturwissenschaft erstarkt und der darauf pocht, dass ‚Theorie‘ zu wenig über ‚Literatur‘ aussagt.

Man könnte drittens als Reaktion auf das Unbehagen erwägen, die gegenwärtige Vulgärromantisierung nach Novalis' Vorbild zu korrigieren und als ‚richtige‘ Romantisierung zu radikalieren. Es liegt kein Missbrauch von Novalis' Schriften vor, wenn sie als mögliche Anleitung für eine Neufassung der geisteswissenschaftlichen Erkenntnisbemühungen zurategezogen werden. Im Gegenteil: „Das Zitieren und Eintragen in andere Kontexte ist für sie nicht so sehr Bedrohung ihrer Authentizität als Bedingung ihrer Fruchtbarkeit.“⁶⁵ Es ist ein der Romantik angemessener Anschluss, ihre Schriften nach wie vor als denkerische Anregung ernstzunehmen.

63 Vgl. zur Diskussion Erhart (Hg.): *Grenzen der Germanistik* (s. Anm. 49), insbesondere die Beiträge von Ulrike Landfester und Cornelia Blasberg. Landfester und Blasberg arbeiten aus, dass eine Philologie im genannten Sinne keineswegs schlichtweg ‚anti-kulturwissenschaftlich‘ ist, sondern dass eine *reflektierte* Philologie unweigerlich Welt einbezieht. Philologie im genannten Sinne – das wird im weiteren Verlauf des Aufsatzes deutlich werden – sollte nicht als Rechtfertigung dafür verstanden werden, die Augen vor der Welt zu verschließen.

64 Vgl. Walter Erhart: „Return of the Trivium. Deutschlehrausbildung nach Bologna“. In: Ingwer Paul/Winfried Thielmann/Fritz Tangermann (Hg.): *Standard: Bildung. Blinde Flecken der deutschen Bildungsdiskussion*. Göttingen 2008, S. 30-41.

65 Menninghaus: *Unendliche Verdopplung* (s. Anm. 33), S. 229.

42 Eine solche Instruktion ist wichtig, weil das hier und da artikulierte Unbehagen an der gegenwärtigen Entwicklung durchaus auf die ‚unromantischen Züge‘ der gegenwärtigen Literaturwissenschaft zurückzuführen sein könnte. Zugleich gilt weiterhin: „wer den Ausdruck ‚Romantik‘ für ein Passepartout gedankenlosen Drauflos-Behauptens nimmt, mißbraucht ihn.“⁶⁶ Das romantische Denken ist eines, das um Präzision ringt (selbst wenn es im Rückblick damit nicht durchgängig erfolgreich gewesen ist), und keines, das blindlings frisst.

So stößt der aktuelle romantische Schub zwar auf einen Bedarf an Verknüpfung künstlerischer und wissenschaftlicher Erkenntnis, doch antwortet er zu wenig auf die Frage danach, wie Erkenntnis und Denken selbst zu beschreiben sind. Hier klafft nach wie vor eine Lücke; und die Hirnphysiologen gelten manchen Geisteswissenschaftlern deshalb als so wegweisend, weil sie eine Erklärung zu versprechen scheinen. Doch wird dabei nicht bedacht – so sehr dies die Willensfreiheitsdiskussion auch hat aufblitzen lassen –, dass Ergebnisse der Neurophysiologie neurophysiologische sein werden und damit den synthetisierenden Bedürfnissen einer universalpoetischen Weltaneignung nicht genügen können. Sie liefern zwar ein *ganzes* Menschenbild, aber es bleibt eine Ganzheit erster Ordnung. Die Sehnsucht richtet sich jedoch fürderhin darauf, eine Ganzheit zweiter Ordnung zu erreichen und auch in der kleinen alltäglichen Willensentscheidung, sich einen Kaffee zu kochen, das Walten der Neuronen zu fühlen.

Novalis hat einige Punkte hervorgehoben, die zu einer neuen Epistemologie beitragen sollten: jede Beobachtung von Identität beruht bei ihm bereits auf einer Differenz;⁶⁷ und sie ist immer

⁶⁶ Frank: *Einführung in die frühromantische Ästhetik* (s. Anm. 55), S. 264.

⁶⁷ Vgl. Menninghaus: *Unendliche Verdopplung* (s. Anm. 33), S. 91. Novalis schreibt: „Wir wissen genug v[on] *a*, wenn wir einsehn, daß sein Praedicat *a* ist“; N 376, #612. Das bedeutet, differenztheoretisch ausgedrückt, dass mit dem Treffen einer Unterscheidung deren Unterscheidungsgewalt sich zeigt, aber nicht, dass das, was dieses ‚Urteil‘ erlaubt, *zugleich* unterschieden werden kann. Warum ein Tisch für mich ein Tisch ist, wenn ich ihn sehe, weiß ich nicht. Luhmann hat diese grundsätzliche Unerkennbarkeit als ‚blinden Fleck‘ bezeichnet; vgl. Niklas Luhmann: *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1998 [1995], S. 96. Schließlich ist „the fundamental problem of each science: the establishment of identity of its phenomena“; Malinowski: „A Scientific Theory“ (s. Anm. 3), S. 69 f.

„Operation“⁶⁸ oder „Process“⁶⁹. Diese Ideen sind nach wie vor aktuell. Doch Novalis' eigene Bemerkungen haben sich nicht zu einem greifbaren Entwurf verdichtet. Eine solche Verdichtung mag sein Ziel gewesen sein. Eine adäquate Terminologie für seine Idee hat sich erst im 20. Jahrhundert dank der modernen Linguistik seit de Saussure und seit der Entstehung der Kybernetik herausgebildet. Dabei gebührt letzterer – und den daraus entstandenen Denkrichtungen wie denjenigen von Bateson und Luhmann – besondere Aufmerksamkeit, weil sie – als Differenztheorie – nicht mehr auf einen Primat der Sprache setzt. Die prozessorientierten Beschreibungen erlauben die Überwindung der alteuropäischen Aktiv-Passiv-Paare (Signifikant/Signifikat, Subjekt/Objekt etc.), die den Blick auf das Netzwerk auch der ‚gegenständlichen Akteure‘ versperren.⁷⁰

Eine besondere nicht-sprachliche Form des Denkens ist die Mathematik. Dabei ist sie seit Kant auch als die Lehre von den Arten der verstandesmäßigen Formen der Erkenntnis begriffen worden. Ein solches Verständnis von Mathematik liegt auch Novalis' Überlegungen zugrunde: die Mathematik „ist vielleicht nichts, als die *exoterisirte*, zu einem äußern *Object und Organ*, gemachte Seelenkraft des Verstandes – ein realisirter und objectivirter Verstand.“⁷¹ Deswegen changiert bei Novalis die Einschätzung der Mathematik:

68 N 363, #559.

69 „Calcül ist soviel, wie Process. / Fertigkeit[,] Sicherheit, und Precision im phil[osophischen] Calcül – diese muß ich zu erlangen suchen“; N 416, #762.

70 Vgl. Dirk Baecker: „The Network Synthesis of Social Action I. Towards a Sociological Theory of Next Society“. In: *Cybernetics & Human Knowing* 14.4 (2007), S. 9-41; Dirk Baecker: „The Network Synthesis of Social Action II. Understanding Catjects“. In: *Cybernetics & Human Knowing* 15 (2008), S. 45-66; Bruno Latour: *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*. Oxford 2005; Bruno Latour: *Nous n'avons jamais été modernes. Essai d'anthropologie symétrique*. Paris 2006 [1991]; Gumbrecht: *Production of Presence* (s. Anm. 60); Bunia: *Faltungen* (s. Anm. 12), S. 57-76, S. 375-380. – Anders als denjenigen analytischen Schulen, die Wahrheit oder auch nur die Proposition zur Grundlage der Epistemologie erheben, und anders als Gumbrecht: *Production of Presence* (s. Anm. 60), S. 67, der gegen die Wahrheit das Sein anführt, erscheint mir die Beobachtung (samt ihrer Gründung in Wahrnehmung und ohne Fixierung auf Optische) als die chancenreichste Option, ein Fundament dieser neuen Epistemologie zu finden.

71 N 251 f., #69.

44 bald ist sie für ihn eine Hilfswissenschaft, bald die höchste unter den Wissenschaften. In einem solchen Sinne ist eine formale Sprache – eine Sprache der Form – denkbar, in der die Verstandeskraft selbst formal beschrieben werden kann – gerade auch da, wo sie unscharf oder rhetorisch ist. Mag der differenztheoretische Ansatz mit der Mathematik sympathisieren (gleich dem romantischen Denken), so muss er die Sprachkritik der Poststrukturalisten und der frühen Sprachphilosophie einbeziehen.⁷² Es wird sich bei der Sprache der Form um keine Mathematik im engeren Sinne handeln können, denn diese ist (übrigens als einzige Semantik) auf die Möglichkeiten scharfen Denkens spezialisiert. Das scharfe Denken zeichnet sich ja dadurch aus, dass es mit ‚scharf‘, also determiniert sowie determinierend sich abzeichnenden semantischen Objekten hantiert (und jongliert).⁷³ Eine künftige nichtmathematische und dennoch strenge Sprache der Form würde luzide und präzise Beschreibungen auch des Ungenauen und Nichtpräzisierungserlaubenden.⁷⁴

VI. ‚Wir Logophagen‘ – Das Ende des Primats der Sprache

Es steht nicht zu befürchten, dass die Literaturwissenschaft noch weiteres Desinteresse seitens anderer Fächer oder des breiten Pub-

72 Vgl. David E. Wellbery: „Retrait/Re-entry. Zur poststrukturalistischen Metaphern-diskussion“. In: Gerhard Neumann (Hg.): *Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft*. Stuttgart/Weimar 1997, S. 194-207, hier: S. 203.

73 Das können mathematische Objekte sein, aber letztlich auch alle Sprachen, die definitorisch strikt sind (wie etwa die Sprache der Chemiker, wenn sie Moleküle beschreiben). Dabei spielt keine Rolle, ob nicht im Einzelfall Missverständnisse möglich sind (das ist selbst unter Mathematikern der Fall), sondern es kommt – unter anderem – darauf an, dass man die Objekte auch denkerisch untersuchen könnte, wenn man nur ihre Definitionen und nicht die Objekte selbst kennt.

74 Nicht unähnlich fordert Gumbrecht: *Production of Presence* (s. Anm. 60), S. 140, „to have concepts that would allow us to point to what is irreversibly nonconceptual in our lives“. McGann: *The Scholar's Art* (s. Anm. 56), S. 112, spricht – in etwas anderem Kontext, aber derselben Denkbewegung, wenn auch noch im Rahmen der bestehenden Semiotik – von „nonsemantic signifiers“. – Für eine aktuelle dezidierte Gegenauffassung vgl. Eibl: „Zwei Kulturen?“ (s. Anm. 47), S. 42 f., der den logizistischen Zirkel von begriffsgeleiteter Induktion und Deduktion verteidigt.

likums erfährt, wenn sie sich stärker als bisher mit einer grundlegenden *eigenen* Theorie auseinandersetzt. Eine solche Theorie allein erlaubt ihr den praktischen Anschluss: „Halbe Theorie führt von der *Praxis ab* – Ganze zu ihr *zurück*.“⁷⁵ Der Grund dafür ist, dass eine ausgearbeitete Theorie immer ein Angebot für alle ist, sie für alltägliche oder besondere Zwecke zu *gebrauchen*. Dagegen verkommt eine halbe Theorie zu einer esoterischen Redeweise, die nur diejenigen verstehen, die hinzunehmen bereit sind, nur eine halbe – gemeint ist: ‚nicht ganz durchdachte‘ – Theorie zu haben. Dabei ist zu bedenken, dass auch eine ganze Theorie noch keine universale ist, keine, die eine Ganzheit zweiter Ordnung vermittelt. Sie sollte aber eine sein, die durchdacht genug ist, um auch dann noch denkerisch Bestand zu haben, wenn sie außerhalb ihres bisherigen Anwendungsbereichs erprobt wird; denn sie muss auf Welt anwendbar sein und damit Zugang zu einer Ganzheit erster Ordnung gewähren können.

Das bedeutet, dass viel Arbeit auch in eine präzise Ausbildung – in wissenschaftliches und zugleich in künstlerisches Arbeiten – investiert werden muss, wenn die Literaturwissenschaft eine ihr eigene, umfassende Präzision entwickeln will. Bei Novalis heißt es:

Der Lehrling darf noch nicht raisonniren. Erst muß er mechanisch fertig werden, dann kann er anfangen nachzudenken und nach Einsicht und Anordnung des Gelernten streben. Das voreilige Denken hält mehr auf, als daß es befördert.⁷⁶

Dahinter steckt – sowohl bei Novalis als auch für die Gegenwart – die Notwendigkeit, das wissenschaftliche Denken vom poetischen zu trennen, sich aber in beide einzuüben. Die Notwendigkeit ergibt sich daraus, dass man „mechanisch fertig“ nur dann wird, wenn man die wissenschaftlichen und poetischen Verfahrensweisen genau kennt. Da die Literaturwissenschaft eine Brücke zwischen beiden Verfahrensweisen bildet, muss sie mit beiden um-

⁷⁵ N 359, #537.

⁷⁶ N 245, #47.

46 gehen können. Insbesondere muss sie sich in scharfes Denken einüben, und das ist nur im Rahmen professioneller wissenschaftlicher Ausbildung innerhalb der eigenen Disziplin möglich.

Eine durchgearbeitete Theorie und eine profunde Schule zielen dabei keineswegs auf positives Wissen. Scharfes Denken und Positivismus schließen sich zwar nicht aus, doch erst recht bedingen sie einander nicht. Es ist aber dieses positive Wissen, das gegenwärtig diejenigen erhoffen, die sich für eine stärkere Einbindung des neurologischen und kognitionspsychologischen Denkens aussprechen. Zwar ist es ganz ohne Zweifel auch Novalis nicht um ein poetisches Beieinander ohne positiven Erkenntniswert gegangen. Dennoch setzt er nicht auf eine strikte Wahrheitsförmigkeit der Universalpoetik, da er das Widersprüchliche und Inkommensurable in den Zusammenschluss von Kunst und Wissenschaft integriert sehen will.

Die Forderung nach einem scharfen Denken in der Literaturwissenschaft könnte sich in einer strengen Theorie der Rhetorik erfüllen, die die schiere Möglichkeit untersucht, semantisch klar abgegrenzte Objekte zu finden. Eine solche Theorie müsste als ihre Praxis die Philologie haben. Diese Praxis, theoretisch geleitet, zeichnet sich dadurch aus, dass sie zur genauen Lektüre verpflichtet. Die Lektüre ist der Weltkontakt, der nur dann im obigen Sinne kontrolliert verläuft, wenn er sich als Experiment ausgestaltet.⁷⁷ Dabei mag sich unter den Gegenständen der Philologie in Zukunft auch die ‚fremde‘ Wissenschaft finden, und man kann sich heute schon fragen, ob nicht die Wissenschaftsgeschichte sich in die literaturwissenschaftliche Tradition eingefügt und sie teils schon erheblich bereichert hat. Doch so wenig wie weite Teile der Naturwissenschaften sich ohne Laborpraxis fortbilden können, so

77 Vielleicht ist das eine Konkretisierung von Gumbrechts Verlangen nach „the – emphatic – new concept of ‚reading‘“; Gumbrecht: *Production of Presence* (s. Anm. 60), S. 128. – Dieses Konzept von Experiment meint nicht, dass Literatur selbst eine fiktive Laborsituation schaffen kann. Vgl. etwa Marcus Krause/Nicolas Pethes: „Forstwissenschaft. Der Wald als Experimentalraum bei Tieck und Thoreau“. In: *Aurora* 64 (2004), S. 103–123. Vgl. grundsätzlich auch Andreas Kablitz: „Kunst des Möglichen. Prolegomena zu einer Theorie der Fiktion“. In: *Poetica* 35 (2003), S. 251–273.

wenig kann sich die Literaturwissenschaft der philologischen Lektüre entheben. Es könnte sich als tödlich erweisen, wenn sich die Literaturwissenschaft ihrer wichtigsten Kompetenz entledigt: derjenigen, mit ‚scharfem‘ Blick, genau und – wenn mir eine solch spielerische Explikation der vielfältigen Bedeutungen des Wortes ‚Philologie‘ gestattet ist – mit des Wortes und des Gedankens freundschaftlicher Liebe zu lesen.

Der Philologie steht die Logophagie gegenüber. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass die ‚Primärliteratur‘ (und erst recht die ‚Forschungsliteratur‘) in sehr großer Menge und in sehr hoher Geschwindigkeit konsumiert wird. Ein solches Verfahren erlaubt die Herstellung vieler Aufsätze und nicht zuletzt vieler Forschungsanträge. Ähnlich wie das Experimentieren im Labor hält nämlich das gründliche und statarische Lesen vom ‚Publizieren‘ und ‚Beantwachen‘ ab. Logophagie begründet sich darin, dass Lesen als eine Tätigkeit aufgefasst wird, die der Informationsaufnahme dient. Dabei ist ‚Information‘ nicht kommunikationstheoretisch allgemein als Unterschied, der einen Unterschied macht, zu verstehen,⁷⁸ sondern vielmehr – ein Sonderfall allgemeiner Information – als Sinnpartikel, der eine getroffene wissenschaftliche Unterscheidung stützt oder stürzt. Die Praxis der Logophagie ist vor allem in den Naturwissenschaften verbreitet, in denen das Experiment die wichtigste Quelle der Daten und Fakten ist. Logophagisch werden wissenschaftliche Publikationen abgearbeitet. In der Literaturwissenschaft findet das Experiment aber in der Lektüre der welthaltigen, unvorhersehbaren, ‚primären‘ Literatur statt. Die Entscheidung über die Lektürewürdigkeit eines (gern auch wissenschaftlichen) Textes darf und muss hingegen ‚normativ‘ oder ‚apodiktisch‘ sein;⁷⁹ dies zu vertuschen trägt nicht zur ‚wissenschaftlichen Objektivität‘ bei – im Gegenteil. Denn die ‚wissenschaftliche Objektivität‘ der

78 Vgl. Gregory Bateson: „The Cybernetics of ‚Self‘. A Theory of Alcoholism“. In: Ders.: *Steps to an Ecology of Mind: Collected Essays in Anthropology, Psychiatry, Evolution and Epistemology*. Chicago 2000 [1971], S. 309-337.

79 Deutlich anders, aber nicht unverwandt: „Philology’s nineteenth-century turn to science for procedural models often obscures the subjectivity that is essential for literary and aesthetic interpretation.“ McGann: *The Scholar’s Art* (s. Anm. 56), S. 139.

48 Philologie liegt allein darin, dass sie sich der Präsenz des Textes aussetzt. In dieser Frage ist, um mit Stanitzek zu sprechen, „philologische Aufklärung“ ein dringliches Erfordernis.⁸⁰ Da, wo es darauf ankommt, muss genau gelesen werden.

Dabei fällt die paradoxe Besonderheit ins Auge, dass es der Literaturwissenschaft durchaus zugute kommen könnte, wenn der historisch gewachsene Glaube an den Primat der Sprache für die Erkenntnis schwindet.⁸¹ Bereits jetzt ist in den Natur- und Lebenswissenschaften die Sprache zweitrangig; das Vokabular und seine semantische Standard-Vernetzung – man spricht in der Informatik von ‚Ontologien‘ – sind derart hinreichend spezialisiert, dass nicht nur die Wahl der Basissprache (beispielsweise Deutsch oder Englisch) unwesentlich ist,⁸² sondern dass auch schon Computerprogramme Fachtexte verstehen und intelligent Antworten auf konkrete Fragen geben können.⁸³ Die Logophagie ist in den Naturwissenschaften keine Plage, sondern eine Arbeitstechnik; ein Paper soll nicht gelesen, sondern benutzt werden; daher rühren die in den Naturwissenschaften üblicherweise engen Vorgaben für Aufbau und Gestaltung eines Papers und die hohe Informationsdichte nichtsprachlicher Darstellungsmodi (Formeln, Diagramme, Tabellen).⁸⁴ Wenn nun aber, etwas überspitzt gesagt, nur noch die

80 Vgl. Stanitzek: „Kriterien des literaturwissenschaftlichen Diskurses über Medien“ (s. Anm. 6), S. 61. Er erläutert, „dass es auf eigene, auf produktive individuelle Lektüre(n) ankommt“ (ebd., S. 62). Zur Frage der Autorität vgl. ebd., S. 67 f.

81 Vgl. etwa Ronald W. Langacker: *Cognitive Grammar. A Basic Introduction*. New York 2008, S. 32. Siehe auch Michael Tomasello, *Constructing a Language. A Usage-Based Theory of Language Acquisition*. Cambridge/London 2003, S. 32-35.

82 In multilingualen Arbeitsgruppen in Deutschland ist es keineswegs zwingend, dass alle englisch sprechen, sondern es ist üblich, dass Deutschsprachige deutsch und Nichtdeutschsprachige englisch sprechen.

83 Zum Forschungsstand vgl. Philipp Cimiano/Johanna Völker/Rudi Studer: „Ontologies on Demand? – A Description of the State-of-the-Art, Applications, Challenges and Trends for Ontology Learning from Texts“. In: *Information, Wissenschaft und Praxis* 57 (2006), S. 315-320.

84 Da die Literaturwissenschaft ohnehin freudlos einen Großteil ihrer eigenen Produkte konsumiert, könnte auch sie ohne Schmerzen für ihre Massenware ein leichter verdauliches Format finden – also ihre Ergebnisse am Ende in einem halbseitigen Fazit zusammenfassen, das das Überfliegen des Gesamttextes endlich überflüssig machen würde.

Philosophie weiterhin daran glaubt, dass Gedanken sich sprachlich formen und in natürlicher Sprache kommuniziert werden müssen, dann steht die Literaturwissenschaft bereit, um mit innerer Distanz Aufschluss darüber zu geben, wo Sprache (zumindest gegenwärtig) nach wie vor einen zentralen Anteil an Kommunikation hat.

Daher ist das Interesse der Literaturwissenschaft an ethischem und politischem Denken sowie an deren Rhetorik und überhaupt an Kommunikation keine ephemere Modeerscheinung, sondern liegt im Zentrum der eigenen Kompetenz. Als wertvoll darf denn auch die Schöpfungsfreude gelten, die sich in Beiträgen zur ethischen und politischen Diskussion manifestiert (stärker noch in den USA als in Europa). Allzu seriell wird eine solche Kommentierung nur dort, wo die Literaturwissenschaft alles in ihre Kategorien pressen will, also beispielsweise im politischen Denken überall ‚Narrative‘ sieht oder allzu vorhersehbare moralische Kritik wiederholt. Sich auf diese Weise Fachkenntnisse anzumaßen wird nämlich schnell von anderen Fächern als Provokation begriffen. Die Literaturwissenschaft steckt angesichts der genannten aufmunternden Entwicklungen, der Erkenntnis- und Kunstfreude einzelner Literaturwissenschaftler, nicht in einer Krise, sondern gedeiht und prosperiert vielmehr. Ihre Bedrohung⁸⁵ liegt allenfalls im Mangel an reflektierter Theorie und im fatalen Verzicht auf die genaue Lektüre. Und da, wo Literaturwissenschaft erkenntnisfreudig ist, wird sie sich auf ihre eigenen rhetorischen und kunstnahen Kompetenzen besinnen und muss vielleicht keine Texte schaffen, die eilig und im logophagischen Verfahren vertilgt werden können.

An die Ganzheit zweiter Ordnung kann man sich annähern, indem man sowohl die Kontingenz der einzelnen wissenschaftlichen und künstlerischen Ergebnisse als auch ihre Erkenntniskraft *gleichzeitig* würdigt. Hierbei könnte die Literaturwissenschaft eine Hilfe sein, insofern sie den Blick für die Kontingenz von Beschreibungen einübt und die Rolle von Sprache und Rhetorik ausarbei-

85 Ich sehe von den institutionellen und politischen Beschädigungen des Universitätsbetriebs ab, die alle Fächer – auch und gerade die naturwissenschaftlichen – gleichermaßen betreffen; vgl. die Problemdokumentation von Richard Münch: *Die akademische Elite*. Frankfurt a. M. 2007.

tet. Insofern ist es kein Widerspruch, dass in den voranstehenden Überlegungen scheinbar widerstreitende Forderungen aufgestellt werden: einerseits soll die Literaturwissenschaft offen zu ihrer künstlerischen Neigung stehen und den Positivismus meiden, andererseits soll die Literaturwissenschaft eine strenge Terminologie und eine reflektierte Theorie errichten. Nicht nur opponieren beide Forderungen nicht, sondern sie reagieren beide auf denselben Bedarf: nämlich Erkenntnis über Erkenntnis zu gewinnen und dabei den Käfig der sprach- und schlimmer noch definitionsorientierten Tradition zu verlassen, ohne an Klarheit und Deutlichkeit zu verlieren.

Was sich in diesen scheinbar widerstreitenden Forderungen offenbart, ist das chiasmatische Verhältnis von Weltkontrolle und -kontakt und die zwangsläufig instabile Beziehung zwischen Theorie und Praxis. Es geht, praktisch formuliert, darum, so viel Genaues wie möglich in einem unscharfen Bereich zu erlangen und das, was an Schärfe möglich ist, zu erstreben. Die voranstehenden Ausführungen behaupten jedenfalls nicht das Gegenteil und erhoffen sich keine Proliferation der Unschärfe in der Literaturwissenschaft. Die Genauigkeit ist Teil des Weltkontaktes, denn sie allein garantiert eine intensive Begegnung mit Welt: eine Berührung mit jeder ihrer Fasern, einerspüren ihrer feinsten Körnung. So überführt sich strenge Theorie in eine Praxis der Annäherung an Welt, in eine Weltkontrolle, die nicht darauf angewiesen ist, Welt in Einzelphänomene zu zerlegen, und so der Weltaneignung zu ähneln beginnt. Zugleich folgen die Nutzung bestehender Theorie und die Bildung neuer Theorie Vorgaben, die ihrerseits nicht weiter gerechtfertigt werden, sondern allenfalls im praktischen Vollzug – im Aufbau eines Œuvres – zu überzeugen vermögen.